

# **Johann Gottlieb Fichtes Konzept der Liebe in der *Grundlage des Naturrechts***

Seminararbeit für das Fach „Philosophien der Liebe“  
Wintersemester 2007/2008  
Unter der Leitung von Dr. Silvia Stoller

Eingereicht am 27.06.2008

Stephan J. Berger  
[s@abyssos.org](mailto:s@abyssos.org)

## **Inhaltsverzeichnis**

1. Vorwort
2. Fichtes Geschlechterbild
3. Fichtes Konzept der Liebe
4. Die Argumentation aus der Biologie am Beispiel der seduction community
5. Literaturverzeichnis

## **1. Vorwort**

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Konzept der Liebe, das Johann Gottlieb Fichte in seiner „Deduktion der Ehe“ im Rahmen der „Grundlage des Naturrechts“ entwickelt. Fichte setzt in seiner Schrift einige Aspekte der menschlichen Biologie voraus, deren Annahme alles andere als unproblematisch und ohne weiteres legitimierbar scheint. In seiner Bestimmung der Geschlechter greift er auf zahlreiche tradierte Idealvorstellungen und Werte zurück, die er großteils unreflektiert in sein Konzept einwirken lässt.

Ziel dieser Arbeit ist es zu zeigen, welche Annahmen Fichte seiner Theorie zugrunde legt, und in der Folge zu illustrieren, wie er von diesen Prämissen ausgehend, sein abstraktes Theoriegebäude kreiert. Wie stark derartige Annahmen die Menschen heute noch beeinflussen, soll eine kurze Beschäftigung mit der vorwiegend in den USA populären „seduction community“ zeigen, innerhalb derer ein sehr ähnliches Argumentationsschema anzutreffen ist. Ich hoffe durch diese Analyse zeigen zu können, wie mächtig ein solches Schema einerseits sein kann, andererseits auch wie wenig wissenschaftlichen Wert es letztlich besitzt, wenn es darum geht die individuelle Realität menschlicher Existenz zu analysieren.

## **2. Fichtes Geschlechterbild**

Den Grund dafür, dass die Menschheit zwei Geschlechter kennt, sieht Fichte in der natürlichen Beschaffenheit der Gattung angelegt. Maßgeblich für die menschliche Existenz, sowie für die Ausformung der Geschlechter ist die Erfüllung des Naturzwecks, der Fortpflanzung.

Die Natur hat ihren Zweck der Fortpflanzung des Menschengesc[h]lechts auf einen Naturtrieb in zwei besondern Geschlechtern gegründet, der nur um sein selbst willen dazu seyn, und auf nichts auszugehen scheint, als auf seine eigene Befriedigung. Er ist selbst Zweck unserer Natur, ohnerachtet er nur Mittel ist für die Natur überhaupt. Indeß die Menschen auf nichts ausgehen als diesen Trieb zu befriedigen, wird durch die natürlichen Folgen dieser Befriedigung ohne weiteres Zuthun des Menschen der Naturzweck erreicht. (Fichte 1970, 95/96)

Der Mensch befindet sich also ab dem Zeitpunkt seiner Entstehung unwiderruflich einen festgeschriebenen Pfad beschreitend, an dessen Ende die Befriedigung des Naturzwecks steht. Der Umstand, dass es sich so um seine Existenz verhält, bleibt in den Köpfen der meisten Menschen unreflektiert, es bleibt ihnen nur, Zeit ihres Lebens der Befriedigung ihres Triebes zu harren, bis dieser schließlich in der Erreichung des Naturzwecks Erfüllung findet. Fichte

räumt allerdings auch die Möglichkeit für den Menschen ein, retrospektiv zur Erkenntnis über diesen Zweck zu gelangen.

Hinterher freilich kann der Mensch durch Erfahrung und Abstraction lernen, dass dieses der Naturzweck sey, und durch sittliche Veredlung bei der Befriedigung des Triebes sich diesen Zweck vorsetzen. Aber vor der Erfahrung vorher, und in seinem natürlichen Zustande, hat er diesen Zweck nicht, sondern die bloße Befriedigung des Triebes ist letzter Zweck; und so musste es seyn, wenn der Naturzweck sicher erreicht werden sollte. – (Fichte 1970, 96)

Hier sind vor allem zwei Aspekte herauszustellen: Erstens spricht Fichte hier erneut von einem „natürlichen Zustand“, hat also eine apriorische Ordnung vor Augen, ein für die Menschheit maßgebliches Prinzip, das sich aus der Natur begründet lässt. Zweitens ist seine Rede von der „sittlichen Veredlung“ in diesem Zusammenhang überaus interessant, da sie das Vermögen des Menschen artikuliert, dieses Geworfensein in die natürliche Ordnung überwinden zu können. Das Wort „Veredlung“ unterstreicht, dass dieses Überwinden für Fichte äußerst positiv besetzt ist, eine erstrebenswerte Abkehr des Menschen von seinen natürlichen Bedürfnissen hin zu einer Moralität höherer Werte bedeutet.

Fichte sieht das Prinzip des Fortpflanzungstriebes aus einer Kraft in der „organischen Natur“ erwachsen, die, um ein konstantes Fortbestehen zu ermöglichen, geteilt werden muss – die beiden Geschlechter für sich genommen stellen also jeweils nur einen individuellen Teil dieser Kraft dar, erst durch ihre Zusammenkunft sichern sie das Fortbestehen der Gattung.

In dieser Theilung bildet jene Kraft nur das Individuum. Die Individuen, vereinigt, und inwiefern sie vereinigt werden können, sind erst, und bilden erst die Gattung; denn seyn, und bilden ist in der organischen Natur Eins. Das Individuum besteht lediglich als Tendenz, die Gattung zu bilden. (Fichte 1970, 96)

Vor seiner Existenz als Individuum, besteht der Mensch also als Tendenz die Gattung zu bilden, bzw. das Fortbestehen der eigenen Spezies zu sichern. Das Naturgesetz, laut dem der Mensch primär durch die geschlechtliche Vereinigung und damit der erfolgreichen Reproduktion Erfüllung finden kann, ist die erste, absolute Instanz zur Determination menschlichen Handelns, erst auf einer nächsten Ebene können Konzepte wie das der Individualität stattfinden.

Die Konsequenz hieraus ist, dass auch die Geschlechterbilder und Verhältnisse apriorischen Charakter haben und ebenso wie die Gattung durch den Naturzweck und seine Erfüllung konstituiert sind. Fichte postuliert hier zwei absolute Geschlechter, von denen eines sich

notwendigerweise passiv („leidend“) und das andere aktiv („thätig“) verhalten müsse (Fichte 1970, 97). Jenes aktive Geschlecht ist das Männliche, das Weibliche ist passiv. Die Ursache hierfür ist in der Natur zu suchen – während in dem einen Geschlecht das Potenzial zur Vereinigung gelegt ist, bedarf es einer Absonderung vonseiten des anderen Geschlechts um den entscheidenden Impuls zur Fortpflanzung der Gattung zu geben. Dieses Prinzip der Aktivität auf der einen, sowie der Passivität auf der anderen Seite, ist für die von Fichte fortentwickelten Thesen entscheidend – hier legt er das Fundament für die spätere Bestimmung der charakteristischen Wesenszüge der Geschlechter und deren Zusammenspiel in der Liebe.

Dass die Erfüllung des Naturzwecks für das weibliche Geschlecht ausschließlich passiv erfolgen kann, widerspricht dem Fichte'schen Konzept der Vernunft. Der Naturzweck muss daher in ein Konzept eingebettet sein, dass es erlaubt trotz der Passivität den Charakter eines Triebes „zur Thätigkeit“ einzunehmen (Fichte 1970, 98). Dieses Konzept, die Liebe, möchte ich an späterer Stelle im Detail beleuchten.

Vereinfacht lässt sich Fichtes Bild des Naturzwecks folgendermaßen zusammenfassen: Der Naturzweck männlicher Existenz ist es Kinder zu zeugen, der weiblicher Existenz Kinder zu haben. Bevor Fichte durch die Abhandlung der Liebe auch das weibliche Geschlecht wieder Mensch werden lässt, trifft er folgende Feststellung zum Verhältnis der Geschlechter:

Daß ich das ganze Verhältniß bildlich bezeichne: das zweite Geschlecht steht der Natureinrichtung nach um eine Stufe tiefer, als das erste; es ist Objekt einer Kraft des erstern, und so musste es seyn, wenn beide verbunden seyn sollten. Nun aber sollen beide, als moralische Wesen gleich seyn. Dies war nur dadurch möglich, dass im zweiten Geschlechte eine ganz neue, dem ersten völlig ermangelnde Stufe eingeschoben würde. Diese Stufe ist die Gestalt, unter welcher ihm der Geschlechtstrieb erscheint; der dem Manne in seiner wahren Gestalt erscheint. (Fichte 1970, 99)

Von Natur aus also, zeichnet sich der Mann durch eine höhere Erkenntnisfähigkeit aus, gelangt zu einer Einsicht aufgrund derer er moralisch handeln kann, auf einer Stufe, die für die Frau, ebenso der Natur wegen, unerreichbar ist. Um moralisches Verhalten der Frau zu erklären, bedarf es also einer Zwischenstufe – die ihr ein Handeln gemäß menschlicher Moralität ermöglicht, ohne aber dabei die höhere Moralität des männlichen Geschlechtes wirklich zu erreichen. Fichte kreiert hier ein nicht zu überkommendes Gefälle zwischen den Geschlechtern, in dem die Frau dem Mann nicht nur, in kognitiver und moralischer Hinsicht, unterlegen ist, sondern ihre Moralität überhaupt erst durch einen Mann entwickeln kann.

Dieses Gefälle wird auf der Ebene der Sexualität manifest, wenn Fichte sagt:

Das Weib kann sich diesen Trieb [den Geschlechtstrieb, S.B.] nicht gestehen. Der Mann kann freien; das Weib nicht. Es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es thäte. Eine abschlägige Antwort, die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: ich will mich dir nicht unterwerfen; und dies läßt sich ertragen. Eine abschlägige Antwort, die das Weib erhielte würde heißen: ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen; welches ohne Zweifel unerträglich ist. (Fichte 1970, 99)

Die Konsequenz dieses Ungleichgewichtes ist, dass es für die Frau von vornherein unmöglich ist, ihren Trieb auf eine ähnlich autarke Weise zu stillen, wie ein Mann dies tun kann, da die Erfüllung nur durch eine akzeptierte Unterwerfung erfolgen kann, wohingegen es für den Mann möglich ist Ablehnung zu erfahren, ohne sich dabei bereits unterworfen zu haben. Es entsteht ein System einseitiger Abhängigkeit, das zur Folge hat, dass selbst die Würde der Frau, ihre Identität und Persönlichkeit gänzlich durch den Mann bestimmt ist.

Darum [weil auch der Mann als Mittel zum Zweck für die Frau verstanden werden könnte; S.B.] ist auch das Weib in der Geschlechtsvereinigung nicht in jedem Sinne Mittel für den Zweck des Mannes; sie ist Mittel für ihren eigenen Zweck, ihr Herz zu befriedigen; und nur, inwiefern von sinnlicher Befriedigung die Rede ist, ist sie es für den Zweck des Mannes.

[...]

Das Weib giebt, indem sie sich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ihre Persönlichkeit; sie erhält dieselbe, und ihre ganze Würde nur dadurch wieder, dass sie es aus Liebe für diesen Einen gethan habe.

[...]

Es ist also, so gewiß sie mit Erhaltung ihrer Würde sich hingiebt, nothwendig ihre Voraussetzung, dass ihre gegenwärtige Stimmung nie endigen könne, sondern ewig sey, so wie sie selbst ewig ist. Die sich einmal giebt, giebt sich auf immer. (Fichte 1970, 101/102)

Die Unterwerfung unter den einen Mann ist eine absolute, der höchste Zweck der Frau und über die etwaige, lediglich sinnliche Befriedigung, die ein Mann aus der Vereinigung ziehen mag, zu stellen. In diesem Sinne kann es nach Fichte keine der Wollust anhängende Frau geben, da dies einer bewussten Aufgabe der eigenen Würde gleichkommen würde (Fichte 1970, 101). Fichte erkennt allerdings eine vor-geschlechtliche Form der Würde der Frau an – dies wird durch seine Rede vom „wieder erhalten“ der Würde offenbar. Die Frau an sich besitzt also eine Form der Würde, um diese aber auf die Ebene der Erfüllung zu hieven, braucht es die Hingabe an einen Mann, vermittels dessen sie zum Eintritt des Naturzwecks gelangen kann.

Wir halten also fest: Die Frau ist von Natur wegen in ihrem Denken und Handeln geleitet durch das Diktum des Fortpflanzungstriebes und ist, im Gegensatz zum Mann, nicht befähigt zur Erfüllung sexueller Bedürfnisse aus einem anderen Grund, als jenem der geschlechtlichen Vereinigung zur Zeugung vom Nachkommen.<sup>1</sup>

Fichte stellt den Mann eine Stufe über die Frau – er scheint von Natur wegen zu Höherem berufen. Was aber sind die Früchte der männlichen Überlegenheit?

Zunächst ist der Mann in seiner Selbstbestimmung wesentlich freier, da Fichte Tätigkeit und Freiheit zusammen denkt (Fichte 1970, 100) und der Mann von sich aus, schon durch die Natur der Geschlechtlichkeit bestimmt, tätig ist. Er braucht also nicht erst die Interaktion mit einer Frau um zu Würde und Identität zu erlangen, wohl aber um zur Liebe zu gelangen, wie sich später zeigen wird.

Das wichtigste Prinzip in der Natur des Mannes ist die „Großmuth“. In ihr liegt einerseits der Wille des Mannes zu unterwerfen und zu herrschen, andererseits aber auch die Achtung die er den Unterworfenen gegenüber an den Tag legt, begründet. Nur durch die zur Schau gestellte „Großmuth“ ist es einer Frau überhaupt möglich Gefühle der Liebe für einen Mann zu entwickeln – der Mann muss sich durch sie als der Unterwerfung würdig erweisen.

Wie der Mann durch die Frau zur Liebe gelangen kann, so kann auch die Frau durch den Mann zur „Großmuth“ gelangen. Erst durch die Beziehung zu dem einen Mann, dem sich zu unterwerfen sie willens ist, gelangt die Frau zu der Erkenntnis, dass sie sich in der Liebe einem höheren Zweck opfert und damit zu einer höheren Form der Moralität.

Zu dieser Erkenntnis ist der Mann allerdings bereits von Natur aus fähig, der Schluss liegt also nahe, dass Fichte ihm eine größere Fähigkeit zur Abstraktion und ein weniger starkes Verwobensein in die Struktur des Fortpflanzungstriebes zugesteht.

Obwohl Fichte in der Ehe eine Möglichkeit sieht, ihre natürlichen Erkenntnismöglichkeiten zu überwinden, so operiert er doch sehr wohl mit Stereotypen, von denen er sich nie lossagt: Der Mann hat stark und dominant zu sein, ist intellektuell fruchtbarer und für höhere Werte empfänglich, während die Frau, von ihren Trieben gesteuert, ihr Leben nach ihrem Bedürfnis nach Kindern einerseits und Schutz andererseits hin auslegt.

Diese Stereotypen sind ebenso in Fichtes Konzept der Liebe eingebettet, wie in der Folge zu zeigen sein wird.

---

<sup>1</sup> Mir ist bewusst, dass diese Sexualmoral Fichtes viele, der Diskussion würdige Probleme (Fragen nach Asexualität, Homosexualität, sozioethische Implikationen etc.) aufwirft. Für diese Arbeit allerdings, will ich mich vor allem auf das Geschlechterbild und die daraus erwachsene Konzeption der Liebe konzentrieren, und werde diesen Aspekt deshalb weitgehend ausblenden.

### 3. Fichtes Konzept der Liebe

Wie zuvor gezeigt, bringt die natürliche Beschaffenheit der Geschlechter laut Fichte, einige Unausgeglichenheiten mit sich, die es auszugleichen gilt. Hierzu rückt ein weiteres, aus der Natur begründbares, Prinzip ins Blickfeld – jenes der Liebe.

Liebe ist also die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt. Liebe aber ist es, wenn man um des andern willen, nicht zufolge eines Begriffs, sondern zufolge eines Naturtriebes sich aufopfert. Bloßer Geschlechtstrieb sollte nie Liebe genannt werden; dies ist ein grober Misbrauch, der darauf auszugehen scheint, alles edle in der menschlichen Natur in Vergessenheit zu bringen. Ueberhaupt sollte, meiner Meinung nach, nichts Liebe genannt werden, als das so eben beschriebene. Im Manne ist *ursprünglich* nicht Liebe, sondern Geschlechtstrieb; sie ist überhaupt in ihm eine ganz andere Gestalt;

[...]

Nur dem Weibe ist die Liebe, der edelste aller Naturtriebe, angebohren; nur durch dieses kommt er unter die Menschen;

[...]

Liebe ist der innigste Vereinigungspunkt der Natur, und der Vernunft; sie ist das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift; sie ist sonach das vortrefflichste unter allem natürlichen. Das Sittengesetz fordert, dass man sich in andern vergesse; die Liebe giebt sich selbst hin für den andern.

[...]

Im unverdorbenen Weibe äussert sich kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe; und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt: aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfnis ist nur das, zu lieben und geliebt zu seyn. So nur erhält der Trieb, sich hinzugeben, den Charakter der Freiheit und Thätigkeit, den er haben musste um neben der Vernunft bestehen zu können. (Fichte 1970, 100/101)

Die Liebe nimmt eine interessante Position ein – einerseits steht sie der Vernunft in gewisser Weise entgegen, da sie Verhalten evoziert, das nicht ausschließlich vernünftig erklärbar ist, andererseits fungiert sie als ein wichtiges Vehikel zur Erlangung neuer Vernunftkenntnis, indem sie den einzigen Ort markiert, an dem die Natur in die Vernunft „eingreift“.

Zugeordnet wird die Liebe zunächst der Frau, die kein sexuelles Verlangen im männlichen Sinne kennt, sondern sich aus einem tieferen, edleren Grunde heraus danach sehnt, sich in der Liebe einem Mann hinzugeben. So gesehen kann die Frau, obwohl sie sich eigentlich passiv



verhält, im Modus der Liebe als „tätig“ betrachtet werden, was für Fichte von immenser Wichtigkeit ist, da ein Vernunftwesen, wie es der Mensch ist, vor allem durch aktive Betätigung in der und durch die Vernunft charakterisiert ist. Folgerichtig könnte man im Denken Fichtes den Schluss ziehen, dass nicht liebenden Frauen das Menschsein gar nicht oder nur eingeschränkt zukommt.

Wie zuvor erläutert ist das Pendant zur Liebe im Mann die „Großmuth“. Diese birgt die Fähigkeit des Mannes in sich, zu herrschen und zu führen, erneut ein Akt der Tätigkeit und der Vernunft.

Die Fichte'sche Definition von Liebe, scheint von dem was heute gemeinhin als Liebe verstanden wird (so fern hier Konsens zu finden ist – dass dem nicht immer so ist, zeigte sich in den Diskussionen im Rahmen des Seminars oft genug) weit entfernt, vor allem da es eine vorwiegend weibliche Erscheinung zu sein scheint. Viel näher scheint dem Fichtes Begriff der Ehe zu sein, den er sehr deutlich in der Struktur eines bilateralen Verhältnisses denkt.

Es kann nicht fehlen, dass die Gattin, deren Herz durch einen Gehorsam, der ihr keine Aufopferung kostet, nicht befriedigt wird, wieder von ihrer Seite, die verborgenen höhern Wünsche des Mannes auszuspähen, und mit Aufopferungen sie zu vollbringen suche. Je größer das Opfer, desto vollkommener ist die Befriedigung ihres Herzens. Daher entsteht die eheliche *Zärtlichkeit* (...). Jeder Theil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils alleine herrsche; nur in der Zufriedenheit des andern findet jeder die seinige; die Umtauschung der Herzen und der Willen wird vollkommen. Nur in der Verbindung mit einem liebenden Weibe öffnet das männliche Herz sich der Liebe, der sich unbefangen hingebenden, und im Gegenstande verlorenen Liebe; nur in der ehelichen Verbindung lernt das Weib Großmuth, Aufopferung mit Bewußtseyn und nach Begriffen: und so wird die Verbindung mit jedem Tage ihrer Ehe inniger. (Fichte 1970, 103)

Die Ehe bildet also eine Form der zwischenmenschlichen Beziehung, in der eine wechselseitige Opferbereitschaft von zentraler Bedeutung ist. Dieser Modus steter gegenseitiger Zugeständnisse und des gemeinsamen Wachsens, scheint dem gegenwärtigen Verständnis eines Liebesverhältnisses zwischen Mann und Frau wesentlich näher zu sein.

Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, dass diese Konzeption Fichtes einige ausgesprochen schöne Gedanken beherbergt: Die Vorstellung, in einer Beziehung durch wechselseitige Zärtlichkeiten und teilweise Selbstaufgabe, eine neue Ebene des gemeinsamen Selbst, der gegenseitigen Ergänzung zu erreichen, hat einiges für sich. Auch scheint diese Ansicht nicht fernab jeder Realität zu sein – wenn man bedenkt wie einschneidend

zwischenmenschliche Begebenheiten, welcher Art auch immer sie sein mögen, sich auf unser Leben auswirken, und in welcher vielfältiger Weise sie dies tun.

Fichte erkennt diese Art der Beziehung zwischen zwei Menschen als etwas Natürliches an und räumt ihr große Bedeutung ein. Dementsprechend heftig fällt seine Kritik an der Vielweiberei aus, vor allem an jener durch religiöse Gesetzgebung legitimierten, wie sie etwa im Islam zutage tritt. In diesem Fall wurde aus der Passivität der weiblichen Natur einseitig gefolgert, also das Fichte'sche Konzept der Liebe verneint (Fichte, 105).

In einer polygamen Ehe ist es für eine Frau nicht möglich ihre Würde, wie sie im Sinne Fichtes definiert ist, zu wahren. Man kann hier ein, auch gegenwärtig rekurrierendes, Argument anklingen hören, gegen die Polygamie, vor allem im Islam, nämlich, dass diese die Frau entwürdigt. In dieser Hinsicht mag Fichte seiner Zeit voraus gewesen sein.

Dennoch ist seine Argumentationsweise problematisch, da sie stereotype Generalisierungen als biologische Gesetzmäßigkeiten annimmt und aus diesen ein Modell zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene strickt. Fichte kreiert somit ein anthropologisches Erklärungsschema, das äußerst unbeweglich und starr ist, und darüber hinaus durch die ihm zugrunde liegenden Prämissen, gar keinen anderen Ausgang zulässt, als die ohnehin schon vor der Untersuchung postulierten Annahmen.

Dieses Argumentationsschema ist allerdings ebenso zeitlos und begegnet uns auch heute noch in den unterschiedlichsten Formen. Ein Beispiel hierfür möchte ich in der Folge aufgreifen.

#### **4. Die Argumentation aus der Biologie am Beispiel der seduction community**

Fichte verwendet für seine „Deduktion der Ehe“ eine effektive, methodologisch aber doch fragwürdige Argumentationsstruktur. Aus Stereotypen wie „Männer müssen stark sein“, „Frauen sind für Geburt und Erziehung der Kinder zuständig“, „die Natur der Frau ist passiv, die des Mannes aktiv“ oder „Frauen suchen Männer, die sie beschützen können“, werden Prämissen entwickelt, auf denen dann der gesamte Theoriekomplex fußt. Die Prämissen könnten etwa wie folgt lauten:

„Frauen sind biologisch dazu bestimmt schwanger zu werden. Bleibt ihnen dieser Umstand verwehrt, können sie auch kein Glück in ihrer Existenz erlangen.“

„Das einzige Ziel im Leben einer Frau, ist die Sicherung eines bestmöglichen Partners, und damit die Sicherung der Existenz ihrer Nachkommen.“

„Das frühe Leben einer Frau ist durch die Auswahl des bestmöglichen Partners und die anschließende Sicherstellung desselben geprägt.“

Die Liste ließe sich noch ein gutes Stück fortführen, der Punkt aber sollte klar sein: Diese Prämissen dienen zur Errichtung eines Theoriegebäudes, beruhen allerdings auf nichts anderem als der Postulierung einer einzigen biologischen Realität, die auf die gesamte Menschheit angewandt werden kann. Vereinfacht gesagt besteht diese Realität darin, dass der Mann zum Kampf geboren ist – um ein attraktives Weibchen, sowie um die materielle Existenz seiner Familie – sowie dass die Frau möglichst viele gesunde Kinder zu gebären und aufzuziehen hat.

Ein sehr ähnliches, bis vereinzelt identisches Argumentationsschema lässt sich in der „seduction community“<sup>2</sup> wieder finden. Die seduction community ist eine lose Gruppierung von Menschen (fast ausschließlich Männer), die es sich zum Ziel gesetzt haben das Verhalten moderner Menschen zu untersuchen um aus den Beobachtungen möglichst effiziente Taktiken zur Verführung von attraktiven, begehrten Frauen zu entwickeln. Bekanntheit erreichte die Bewegung vor allem durch Neil Strauss' Buch „The Game – Penetrating The Secret Society Of Pickup Artists“ aus dem Jahr 2005. Die Schlüsselfiguren dieser Bewegung, deren Status durchaus mit dem eines Gurus zu vergleichen ist, bezeichnen sich selbst als „Pickup Artists“. Aus den Vorträgen und Publikationen der führenden Protagonisten der Szene lässt sich eine Denkweise extrahieren, die fast ausschließlich mit Stereotypen der weiblichen Biologie operiert. Ein immer wiederkehrender Begriff ist etwa „hardwired into her brain“, wenn auf das Verhalten einer Frau Bezug genommen wird, das mit der (stereotypen) männlichen Logik so gar nicht vereinbar scheint. Ihre Aussage lautet im Wesentlichen: „Frauen können nicht anders, da es ihnen die Biologie so vorschreibt. Männer allerdings sind in der Lage dies zu begreifen und umzusetzen.“ David Deangelo schreibt etwa:

I believe that underneath it all, men are usually trying to find women who will give them sex, and women are usually trying to find men who will give them loyalty and commitment. This has evolved over many millions of years, and these goals contain an obvious conflict of interest.  
(Deangelo, 2001)

Dies ist nichts weiter als eine Variation des Fichte'schen Arguments. Der Mann versucht von Natur aus seinen aktiven Geschlechtstrieb auszuleben, während die Frau sich passiv verhält, sich an den, ihr von Natur aus innewohnenden, Werten der Liebe orientiert. Auch Deangelo

---

<sup>2</sup> Siehe [http://en.wikipedia.org/wiki/Seduction\\_community](http://en.wikipedia.org/wiki/Seduction_community) [27.06.08]

geht hier, wie Fichte, von einer natürlichen Ordnung aus, an der sich das Verhalten der Menschen seit jeher ausrichtet.

Mehr Raum möchte ich dieser Bewegung, die sie sich so geschickt den Deckmantel der Wissenschaftlichkeit überstülpt auch nicht einräumen. Ich denke die Parallelen sind ersichtlich.

Ein derartiges Argumentieren ist relativ einfach und ausgesprochen effektiv, wie sich am enormen Zulauf zeigt, den diese „Pickup Artists“ erfahren, wissenschaftlich meiner Ansicht nach aber kaum ernsthaft vertretbar. Natürlich kommen die Stereotypen mit denen hier gearbeitet wird nicht von ungefähr, dies ist aber nun mal eines der Charakteristika von Stereotypen, dass sie uns auf den ersten Blick wie allgemeingültige Realitäten erscheinen. Das Problem besteht darin, dass das entwickelte Theoriegebäude völlig ungeeignet ist, von den Prämissen abweichende Realitäten zu inkorporieren. Mit der entwickelten Theorie kann eine Vielzahl von sozialen und anthropologischen Phänomenen überhaupt nicht erklärt werden, wie etwa Homosexualität (Homosexuelle wären nach dem Schema Fichtes unmöglich als Menschen klassifizierbar, da sie den Naturzweck nicht zum Ziel haben können) oder Polygamie (Fichte sieht solche Verbindungen als nicht dem Naturzwecke dienend an und stellt sie damit außerhalb seines Konstruktes).

Eine solche Argumentationsweise denkt den Menschen ausschließlich als ein in seiner Biologie verhaftetes Wesen - die Perspektive, dass der Mensch Werte abseits dieser biologischen Realität annehmen und realisieren kann, fehlt gänzlich.

Auch auf die Gefahr hin an dieser Stelle unnötig zu moralisieren, so muss ich doch gestehen, dass mir diese Perspektive eine sehr wichtige ist, die ich für keine noch so mächtige Theorie preisgeben möchte.

## **5. Literaturverzeichnis**

Fichte, Johann Gottlieb: *Grundlage des Naturrechts* in Gesamtausgabe Werkeband 4. Stuttgart-Bad Cannstatt: Friedrich Frommann Verlag. 1970.

Deangelo, David: *Double Your Dating. What Every Man Should About How To Be Successful With Women*. 2001. (Elektronische Selbstpublikation)

Strauss, Neil: *The Game. Penetrating The Secret Society Of Pickup Artists*. New York: HarperCollins. 2005.